

X. Ein Charakter.

Unser zu Anfang des siebenjährigen Krieges geborener Fachgenosse Dr. Martius hielt es nach vollendeter 90jähriger Laufbahn für angebracht, zu Nutz und Frommen seines Standes ein 320 Seiten starkes Buch herauszugeben, welches im Jahre 1847 bei Leopold Voß in Leipzig unter dem Titel: „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben“ erschienen ist. Polterten die Jeremiaden eines Paalzow in sprudelndem Tonfalle eines entfesselten Gebirgsbaches zur Tiefe, so ziehen hier in ihrer ganzen Ruhe und Majestät die tiefgehenden Wogen eines seiner Mündung nahenden Stromes vor unsern Blicken dahin. Einfach und schlicht wie der Titel des Buches liegt auch das ganze Leben Martius' vor unseren geistigen Augen. Ruhig, ohne jegliche Ueberhebung gleiten seine Worte an uns vorüber, sei es, daß er sich in wohlgemeintem Rathe an seine Fachgenossen wendet, sei es, daß er uns über seinen Verkehr mit den hervorragendsten Größen der damaligen wissenschaftlichen Welt, mit Hofrätthen, ja selbst Fürsten berichtet.

„Auch glaube ich,“ sagt er in seiner Vorrede, „einige Bemerkungen machen zu können, die zunächst meinen werthen Standesgenossen nützlich seien, oder einiges Licht auf die Veränderungen werfen können, welche sich während der Zeit, da ich thätig war, mit dem Apothekerstande und überhaupt in den Ständen, mit denen ich gelebt, in Deutschland zugetragen haben.“

Daß die Veröffentlichung des Werkes bei seinen Lebzeiten geschehen, bittet Martius in seiner Bescheidenheit die Billigen

nicht als eine Eitelkeit auslegen zu wollen und fährt mit Worten, welche die dem Apotheker anerzogene Ordnung und Akkuratessethmen und den Verfasser mehr als alles andere charakterisiren, also fort:

„Wenn ich dagegen die Schrift während meines Lebens gerne veröffentlicht sehe, so geschieht es, wie der wohlwollende Leser mir hoffentlich glauben wird, nicht, um das Lob meines schriftstellerischen Verdienstes zu ernten, wofür der mehr als neunzigjährige Greis wahrlich nicht mehr empfänglich ist, sondern einzig und allein deshalb, weil ich in meinem ganzen Leben ein Freund von Fertigmachen war, und also gerne das, womit ich meine letzten, außerdem beschäftigungslosen Jahre ausgefüllt habe, ebenfalls zu Ende gebracht sähe.“

Dr. Ernst Wilhelm Martius, dereinst Hof- und Universitätsapotheker in Erlangen, erblickte das Licht der Welt am 10. September 1756 zu Weissenstadt, einem kleinen Städtchen des Fürstenthums Baireuth am Fichtelgebirge. Sein Vater war Diakonus dortselbst, starb aber schon bald nach der Geburt seines Sohnes.

Wir wollen den Lebensgang des Helden unserer Geschichte erst vom 14. Jahre an weiter verfolgen, in welcher Zeit „die liebe gute Mutter“ zu berathschlagen begann, was aus dem „kleinen Ernst Wilhelm“ zu machen sein möchte. Martius sollte zuerst Geistlicher werden, allein „dem munteren lebenslustigen Knaben sprach der strenge Schulzwang und der schwarze Rock nicht an. Dagegen hatte der Anblick der Apotheken,“ erzählt uns der Verfasser weiter, „deren sich zwei in der Stadt befanden, den Gedanken in mir rege gemacht, auch einmal ein Apotheker zu werden. In der Offizin des Herrn . . . waren allerlei Meerwunder und andere Raritäten aufgehängt, welche meine Wißbegierde reizten, und ich hatte schon erfahren, daß die bunten Büchsen, die stattlich nebeneinandergereiht durch die Fenster glänzten, manchen gar angenehmen Leckerbissen beherbergten. Lakrizensaft, Johannesbrod, Hustenzeltchen waren Kostbarkeiten, die sich der Knabe selbst schon manchmal verschafft hatte. Noch schwebt der liebe Mann meinem Gedächtniß vor, wie er auf mein bescheidenes Anläuten in seinem buntgestreiften Kasgä-

Schlafrock, in rothen Damishosen und gelben Pantoffeln die Stiege herabkam, um sich von mir in Nahrung versetzen zu lassen!"

Martius trat denn auch richtig am 27. Aug. 1771 in der Wels-Weinel'schen Hofapothek zu Erlangen in die Lehre. Ob dieselbe in jenen Tagen eine angenehmere war als die heutige Lehrzeit mögen sich unsere jungen Fachgenossen an der Hand folgender Schilderung selbst beantworten. „Von dieser Lehrzeit,“ sagt Martius, „habe ich nur wenig zu erzählen. Nach dem damaligen Herkommen war sie eine Zeit der Prüfung für einen lebensfrohen, der Freiheit gewohnten Knaben. Man mußte, um in das Heiligthum des Askulap zu dringen, eine mehrjährige Knechtschaft und mancherlei Demüthigungen ertragen. Der alte Herr Wels sprach mich nicht anders an als „Ihr“. Bei Tische erhielt ich keine Serviette und keinen silbernen Löffel. Mein jugendliches Haupt war noch nicht würdig, Haarpuder, das Symbol der freien Mannheit, zu empfangen. Wenn ich in Diensten des Hauses ausgeschied wurde, durfte ich die Schürze nicht ablegen, welche mich in der Offizin als den Lernenden und Dienenden bezeichnete. Was aber das Aergste für mich war, so gab es für mich, die Frühstunden des Sonntags abgerechnet, wo ich die Kirche besuchen durfte, keinen freien Ausgang; es sei denn etwa das liebliche Pfingstfest erschienen, wo mir gestattet ward, die Kirchweih am Altstädter Berge unter tausend fröhlichen Menschen zu feiern.“

Der Dienst des jungen Fachgenossen verlangte zuerst lauter mechanische Arbeiten wie Stoßen, Wurzelabschneiden, Verchenschwamm pulvern &c. . . . Den wissenschaftlichen Antheil des Geschäfts mußte Martius weniger durch persönliche Unterweisung, als durch sorgsames Zusehen und Aufmerksamkeit auf die Handgriffe und Handlungsweise der übrigen Arbeiter erlernen. Um sich Rechenschaft von den chemischen Prozessen zu geben, mußte er manche Lehrbücher der damaligen Zeit, vor allem aber das Dispensatorium Württembergicum zur Hand nehmen, welches letzteres Werk des größten Rufes als praktischen Apothekergesetzbuches genoß. Dieses Buch gab dem lernbegierigen Schüler gar mancherlei Stoff zum Nachdenken und übte sein Gedächtniß.

Dasselbe enthielt u. A. die Namen von verschiedenen Gruppen von Arzneimitteln, wie z. B. Radices quinque aperientes majores und minores, Semina quatuor calida majora und minora, Flores quatuor cordiales, Aquae quatuor pleuriticae etc. und Martius meint: „Diese, zum Theil aus dem Mittelalter überkommene Nomenklatur gab der Apothekerkunst, wie ich sie zu treiben hatte, einen lebendigen Bezug zur praktischen Medizin und zu der damals noch mangelhaften Kenntniß von den Wirkungen der Simplicien auf den menschlichen Körper.“

Um sich in die Geschäfte des Rezeptars einzuüben, mußte der junge Lehrling demselben als Handlanger dienen; er hatte die in einem Recepte verschriebenen Ingredienzien zusammenzutragen, und daß diese Arbeit eine zeitraubende war, mag uns folgende von Martius aus seiner Zeit überlieferte Ordination beweisen:

Rp. Radicum quinque aperientium ana Ziii, Radicis Caryophyllatae $\mathfrak{z}\beta$, Herbae Scolopendrii, Hepaticae nobilis, Capillorum veneris ana Manipulum unum, Herbae Millefolii, Trifolii fibrini, Melissae, Fumariae ana $m\beta$, Summitatum Centaurii minoris pugillos sex, Florum Acaciae manip. duo, Fibiaram Hellebori nigri Ziii, Foliorum Sennae electae sine stipitibus $\mathfrak{z}\beta$, Rhabbarbari electi $\mathfrak{z}\text{VI}$, Corticis Aurantiorum recentium $\mathfrak{z}\text{VII}$, Corticis Citri recentis unc. semis, Salis tartari unc. sem. Concisa, contusa grosso modo misce, da, signa: Spezies zum Kräuterwein.

Auch mit den Gebrauchsanweisungen zu den Arzneien, welche die Herren Aerzte der damaligen Zeit zu notiren beliebten, dürfte sich der eine oder der andere unserer heutigen Herren Gehilfen, oft schon unzufrieden, wenn er die Signaturen nicht mit einem „Alle Stunden einen Löffel voll zu nehmen“ vorgedruckt findet, nicht recht befreunden.

Der Herr Doktor läßt signiren:

„In ein zartes leinenes Säcklein gefüllt, wohl verwahrt in einen saubern Hafen gelegt, darüber ein und ein halb Seidlein im Sud wallenden Wassers gegossen, wohlbedeckt erkalten lassen, sodann 2 Maß guten, gerechten alten Frankenwein zugegossen, wohlbedeckt 24 Stunden in heiße Asche oder auf heißen Ofen gestellt, sodann am kalten Ort bedeckt aufbehalten, alle Abend

das Säcklein mit sauberem Löffel gedrückt, über Nacht stehen und helle werden lassen, früh davon gewöhnlich 1, 2, 3 Stengelglas abgegossen und anfänglich nur 1—2 Stempelglas getrunken, früh wenn auch mehr bis auf ein halb Seidlein, je nachdem es mehr oder weniger mit Laxiren operirt, und warme Brüh' nachzutrinken. Nach dem Trunk bei schönem, warmem Wetter in der freien Luft, bei naßkaltem Wetter im Zimmer sich eine Stunde lang Leibesbewegung mit Gehen zu machen."

Fünf Jahre hatte in dieser Weise Martius seine Lehrzeit durchgemacht, bis die Stunde der Erlösung schlug. Er erhielt einen kostbaren, auf Pergament geschriebenen Lehrbrief, hatte auf das Wort „Herr“ und auf einen Degen Anspruch, durfte das Haar pudern und einen Haarbeutel tragen.

Nachdem Martius sodann von Michaelis 1776 bis Ostern 1777 noch als Gehülfe der Stätte seines Lernens treu geblieben war, bezog er seine erste Kondition bei dem Hofapotheker Prick in Koburg. Martius selbst entwirft uns folgendes Bild von seinem Herrn Chef: „Dieser Mann hatte zu seiner Zeit den Ruf eines geschickten Apothekers, was er auch war. Daneben aber fand ich an ihm das leibhaftige Abbild des eigensinnigen Pedanten, wie man ihn im Apothekerstand aus jener Zeit gewöhnlich zu schildern pflegt, und wie ihn Meister Stözel in Dittersdorf's „Apotheker und Doktor“ darstellt. Eine hohe Meinung von der Würde seines Standes bildete den Kern dieses Sonderlings. Er pflegte zu sagen, Quintessenz aller Stände seyen der deutsche Apotheker, der englische Arzt und der französische Wundarzt. Für ihn gab es noch eine Alchymie; er wollte den Mercurius fixiren, und eine ewige Lampe brannte in seinem Studierzimmer, wohin er Niemandem den Zutritt gestattete. Er gehörte zu denjenigen Menschen, welche die Reinlichkeit und Ordnung ins Unendliche verfolgen, sich und andern zur Plage. In der Apotheke durfte nichts gestoßen oder geschnitten werden. Vielleicht war er hierin ein Vorläufer der jetzigen Homöopathen, welche den Staub von stark verkleinerten Stoffen als eine Beeinträchtigung von der medizinischen Wirksamkeit der benachbarten Mittel betrachten. Wenn er von seinem

Studierzimmer in die Apotheke herabkam, prüfte er mit dem Finger, ob nicht Zucker oder irgend ein anderer verstaubter Stoff das Heiligthum verunreinigt habe, und schon der Argwohn einer solchen Entweihung vermochte den Mann in heftige Gemüths-
bewegungen zu versetzen, wobei er seinen Haarbeutel aus der gewöhnlichen Lage zu bringen pflegte. Dieser war denn auch für den Stöber, einen aufmerksamen Beobachter seines Herrn, die Barometerskala, um schon Morgens den Grad der Laune des Prinzipals abzulesen. Kein Hund durfte sich in seinem Revier sehen lassen, und wenn der Friseur durch den Hausplatz ging, so mußte er mit den beiden Händen seinen Pudervorrath zusammenhalten, um ja nicht damit anzustreifen. Dem Publikum war der Zutritt in die Offizin nicht gestattet, es wurde vor dem Fenster im Hausplatze abgefertigt. Auch beim Tische verließ den Herrn seine reizbare Laune nicht, was mich um so mehr verwunderte, als er sich im Außern als ein stattlicher und wohlgenährter Mann präsentirte. Wenn Jemand das Mißgeschick hatte, etwas vom Tische fallen zu lassen, so bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Erbofung. Er warf Löffel, Messer und Gabel auf seinen Teller und trommelte dann mit diesen heftig auf dem Tisch, indem er den Unglücklichen mit grimmigen Blicken durchbohrte.“

Daß diese seltsame Prinzipalschaft freilich nicht dazu ange-
than war, den ersten Ausflug aus dem Hause des Oheims in die Welt in ein reizendes Licht zu stellen, werden wir Martius gerne glauben. Indes er tröstet sich mit einer philosophischen Betrachtung von der Mannigfaltigkeit menschlicher Naturen, und mit der Lehre seiner guten Mutter, daß die Welt eine Schule des Anstandes und der Geduld sei.

Die Seltsamkeiten des Prinzipals waren stadtkundig und sogar bei Hofe bekannt, denn Martius erzählt: „Einstmals begegnete mir die alte Herzogin von Koburg, eine geborene Prinzessin von Braunschweig. Mit der bekannten Neugierde fürstlicher Damen fragte sie mich, wer ich sey? Und als ich in meine Antwort mit einfließen ließ, daß ich bei Prick konditionire, so sprach sie: „Der ist am besten, wenn er schläft. Nicht wahr?“

Ostern 1778 verließ Martius Koburg wieder, um eine Kondition in Kaufbeuern anzutreten. Neben den Gewohnheiten der kleinschwäbischen Reichsstädte herrschte hier eine gewisse Wohlhabenheit, besonders bei den älteren Stadtgeschlechtern. Zu diesen gehörte auch Martius' neuer Prinzipal, Herr Schnell, wohlbestallter Rathsherr.

„Da derselbe Reisen gemacht und in Amsterdam konditionirt hatte,“ erzählt uns der Verfasser des vor uns liegenden Buches, „so hätte man dem guten Alten mehr Erfahrung und Kenntnisse in seiner Wissenschaft zutrauen können, als er wirklich besaß. Der Geschäfte waren hier sehr wenig; weil ich aber des Arbeitens gewöhnt, mein Brot nicht umsonst essen wollte, so setzte ich meinem alten Herrn wegen einer Beschäftigung so lange zu, bis er mir Eisenfeilspähne zu stoßen gab. Sie waren größtentheils schon rostig, und um beim Stoßen den Staub zu verhüten, meinte Herr Schnell, ich möchte nur etwas Wasser hinzutröpfeln. Als ein folgemes Subjekt machte ich mir denn auch den Spaß, dies zu thun. Nachdem ich endlich mich sattgestoßen hatte, ließ ich alles ruhig stehen. Der folgende Tag war mein Ausgehtag. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich meinen alten Herrn sehr beschäftigt, die zusammengebackene, im Mörser gleichsam eingewachsene Eisenmasse mit Meißel und Hammer herauszuschlagen, wobei er im Eifer meiner gar nicht gewahr wurde. Eine Zeit lang blieb ich ruhig stehen und freute mich herzlich, wie die ehrwürdige Senator-Perücke bei einem jeden Schläge eine bedeutsame Bewegung machte. Endlich mußte ich aber doch aus meinem Hinterhalte hervortreten, wo mir mit großem Unwillen der Vorwurf gemacht wurde, daß ich zu viel Wasser hineingebracht und dadurch einen Uebelstand erzeugt hätte, der auch den eisernen Mörser gefährde. Auf meine Erwiderung, daß es mit dieser Erscheinung ganz natürlich zugegangen, und man auf diese Weise keine Limatura Martis verfeinere, erfolgte die rathsherrliche Weisung, die Sache erst besser kennen zu lernen. Als ich bei einer andern Gelegenheit in den Hofmännischen Tropfen (Spiritus sulfurico-aethereus) die flüchtige schweflichte Säure bemerkte, meinte mein Herr Prinzipal, daß ja hierin gerade die Güte des Arzneimittels bestehe.“

Martius sehnte sich in Folge aller dieser Umstände fort, verließ Kaufbeuern Michaelis 1778 und folgte dem Rufe seines Oheims nach Erlangen, um ihm bei seinem Geschäfte auszuweichen. Einer seiner Gehülfen hatte nämlich eine Apotheke in dem Städtchen Creussen errichtet und sich dort niedergelassen; und da es schon nahe an der Mutationszeit war, konnte kein anderer für ihn gefunden werden. Viele hatten damals im sogenannten Kartoffelkrieg Felddienst genommen. So kam er also abermals in das ihm wohlbekannte Geschäft, nach Erlangen zurück, wo er wieder ein Jahr blieb.

Die Mühseligkeiten seines Standes hatte Martius während seiner ersten Ausfahrt vollkommen kennen gelernt. Er schreibt von ihnen: „Sie waren damals so groß, daß es nicht zu verwundern, wenn sie mir einen Widerwillen gegen die erlernte Kunst einflößten. Man war gezwungen, das Haus Wochen lang nicht zu verlassen, indem man nur einen Sonntag um den andern ausgehen durfte. Für viele und beschwerliche Leistungen erhielt man nur ein geringes Salair, und es war nicht einmal üblich, bei dem Engagement nach dessen Betrag zu fragen. Von Seiten des Prinzipals erhielt man höchstens die Erklärung, daß man werde nach Verdienst belohnt werden.“

„Diese Belohnung bestand damals jährlich in 50—60 fl. und einem Dukaten zum neuen Jahre. Ueberdies hatte man das schmähliche Emolument, daß der Herr Provisor am Sylvesterabend von den Aerzten ein Douceur erhielt, wenn er sie im Namen der Prinzipalschaft zum neuen Jahre beglückwünschte. Dieser Glückwunsch war von einem Korb voll Kaffee, Thee, Zucker, feinen Gewürzen, edlem Räucherwerk, Magenmorsellen und bisweilen auch noch werthvolleren Dingen begleitet, den der Stößer tragen mußte. Damals scheinen die Herren Prinzipale der Meinung gewesen zu sein, daß die Gehülfen, weil sie selten ausgehen durften, auch wenig Geld bedurften, während doch nach der üblichen Weise, in welcher Ellen lange Rezepte verschrieben wurden und kaum eine rechtskräftige Taxe bestand, das Geschäft noch viel einträglicher für sie war, als es gegenwärtig der Fall ist.“

Ueber die Apothekenwerthe, welche insbesondere heute im

Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, wird uns aus jener Zeit mitgetheilt:

„Die Apotheken standen zu allen Zeiten in einem höheren Werthe als andere Gewerbe, und obgleich damals in ungleich geringerer Zahl vorhanden als gegenwärtig, wurden sie doch zu Preisen verkauft, welche ihrem wahren Werthe mehr angemessen waren, als es jetzt der Fall ist, wo die Preise oft unglaublich hoch und so enorm sind, daß sie bei dem Publikum den Glauben erhalten, die Apotheken seien auch noch jetzt Goldgruben.“

„Der wesentlichste Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt in der allgemeinen Zunahme von Kapitalien im Bürgerstande und in dessen Neigung, solche Kapitalien, welche auf Sohn und Tochter überzugehen haben, in einem Geschäfte anzulegen, das ihnen als wissenschaftlich und künstlerisch zugleich einen höheren Rang als die übrigen bürgerlichen Gewerbe einzunehmen scheint. In jenen Zeiten gab es auch noch nicht so viele Aerzte als gegenwärtig, und man kannte keine privilegirten Dispensir-Anstalten außer den Apotheken, welche jetzt so oft Aerzten und Wundärzten gestattet werden. Von homöopathischen Einrichtungen innerhalb oder außerhalb der Apotheke war ebenfalls keine Rede.“

Nachdem nun Martius den Plan, nach Ostindien auszuwandern, auf den dringenden Wunsch seiner Mutter aufgegeben, bewarb er sich um die Stelle in der Offizin des Assessors Pflanz in Regensburg und ward auch dorthin berufen.

„Die Liebe zu meiner Kunst“, schreibt Martius, „erhielt in der angenehmen Umgebung einer litterarisch gebildeten und geistig angeregten Stadt neue Nahrung. Es war erfreulich zu bemerken, wie eine schöne Morgenröthe über der Pharmazie aufging. Erst nachdem Scheele und Priestley das Vorspiel der antiphlogistischen Chemie des großen Lavoisier eingeleitet hatten, und nachdem in Deutschland Männer, wie Westrumb, Klagroth, Götting, Hagen, Trommsdorff, Buchholz, Lowitz, Hermbstädt und Andere diese neuere Chemie durch ihre zahlreichen Schriften in dem deutschen Publikum ausgebreitet und durch weitere Erfahrungen mehr entwickelt hatten, empfing die Apothekerkunst und die Technik mehr und mehr ihre wissenschaftliche Begründung. Es ist hier nicht am Ort, auf den großen

Einfluß einzugehen, welchen sowohl die Pharmazie als die Gewerbe von diesen Verbesserungen der chemischen Wissenschaft empfangen haben. Als besonders einflußreich für die Bildung der Apotheker erschien das Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, wovon der verdienstvolle Götting den ersten Band im Jahre 1780 bekannt machte, welchem bald zwei neue Auflagen folgten."

"Auch auf mich wirkten diese litterarischen Erscheinungen wahrhaft erquickend, sie söhnten mich nach und nach wieder mit meinem Berufe aus, indem sie meinen Geist erwärmten. Freilich konnte ich mich hierbei des Wunsches nicht enthalten, daß auch in der Offizin, wo ich arbeiten mußte, während des Winters etwas mehr Wärmestoff hätte freigemacht werden können. Dieses gewölbte Lokal hatte nämlich keinen Ofen, sodaß ich mir gleich im ersten Winter die Hände erfro."

Inwieweit das damalige Verhältniß des Chefs zu seinem Angestellten mit dem heutigen variiert, lehren uns folgende auf jene Zeit bezügliche Auslassungen: „Damals standen Meister, Gesellen und Lehrlinge noch in einem patriarchalischen Verbande zu einander. Alle aßen an einem Tische, an welchem nach dem Herrn und der Frau der Obergeselle die Hauptrolle spielte. Der Lehrbursche hatte gar oft noch eine unerträgliche Knechtschaft auszustehen, indem er zu vielen häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Gegenwärtig wollen die Gesellen vom Meister mit „Sie“ angeredet sein, ja sogar Gehülfsen heißen. Sie wohnen oft außer dem Hause und essen ohne irgend einen Familienverband nach eigener Wahl, während auch der Lehrling weniger Strenge und Beauffichtigung erfährt. Man lebte damals weniger auf den Schein und wollte nicht mehr gelten, als der Stand mit sich brachte. Der Apotheker, der Bierbrauer, der Müller unterschrieben sich noch nicht „Apotheken-, Brauerei- oder Mühlbesitzer.“

Auf den Signaturen der Arzneien damaliger Zeit finden wir allerdings diese Titelsucht wieder: „Die Aerzte hatten bekanntlich das Prädikat der Excellenz und auf den Signaturen der Arzneien hieß es: *Ordinatio excellentissimi domini doctoris N. N. consilarii aulici etc. . . .* Dagegen fehlte der

Name des Patienten, welcher erst in späterer Zeit hinzugefügt wurde."

Drei und ein halbes Jahr hatte Martius in Regensburg zugebracht und sich, um sich weiter in der Welt umzusehen, um einen Platz bei der Materialhandlung Koch & Leonhardi zu Frankfurt a. M. beworben, welche Besorgung einer Gehülfsstelle durch Drogisten ja auch noch heute aus verschiedenen Gründen üblich ist. Die Besetzung der Stellen geschah auf folgende, von der heutigen abweichende, dem Zeitungsinseratenwesen nicht gerade günstige Weise:

"Die Apothekergehülfsen wurden damals gleichsam wie eine Waare behandelt, denn wenn Einer derselben eine Stelle brauchte, so wandte er sich an irgend eine Materialhandlung, was der Prinzipal ebenfalls that, wenn er eine Gehülfsstelle besetzen wollte."

"Wer von den Apothekern bei den Materialisten am meisten kaufte, erhielt auch die am besten empfohlenen Gehülfsen. Diese, wenn sie sich auf ihr Aeußeres etwas zu gut thaten, gingen auch öfters auf Geradewohl nach Frankfurt, sodasß dort sich deren oft zwanzig und mehr zu gleicher Zeit einfanden."

"Wer von denselben nicht untergebracht wurde, mußte froh sein, wenn er in einer Materialhandlung im Magazin als Packhelfer oder sonst bei Geschäften angestellt wurde, zu welchen man die Apotheker vorzugsweise gebrauchen konnte. So fand er gegen Kost und Logis Unterkunft, bis sich eine Stelle aufthat, bei welcher er auch bisweilen, weil es außer der Messe war, ein Reisegeld erhielt."

Auf diese Weise gelangte der junge Gehülfe nach Dillenburg, wo die Apotheke einem Doktor der Medizin gehörte, „der sich aber mit dem Pulsfühlen nicht sonderlich abgab und mehr von dem guten Ertrage der Apotheke lebte“.

Wegen äußerlicher Veranlassungen übernahm bald Martius eine andere Kondition im Hause des seiner Familie befreundeten Apothekers Hiepe zu Weylar, woselbst er anderthalb Jahre verblieb. Er hatte die Geschäfte des Rezeptirers zur Genüge durchgekostet und sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich wieder im Laboratorium umzusehen.

Er wandte sich zu diesem Zwecke wieder Herrn Leonhardi zu und besuchte zugleich auch den damaligen vortrefflichen Apotheker Saltzwedel.

Martius schreibt: „Wer, wie ich, von einer hohen Meinung von dem Werthe und der Verdienstlichkeit seines Berufes durchdrungen war, dem mußte die Erscheinung eines so gebildeten und aufgeklärten Mannes, wie Herr Saltzwedel, besonders erfreulich sein“. —

Zur Aufklärung einer gewissen Eigenthümlichkeit des Menschen, welcher man einen bestimmten Namen beigelegt hat und welche Eigenthümlichkeit gar oft mit den Angehörigen der Apothekerkunst identifizirt zu werden pflegt, giebt Martius folgende Randbemerkungen: „Ich hatte nämlich in meiner praktischen Laufbahn gar oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß man nicht selten begründete Ursache hatte, manches an der Persönlichkeit des Apothekers lächerlich zu finden und mit der Geißel der Satyre zu verfolgen. Vielleicht könnte man nicht mit Unrecht sagen, daß der Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim der Urahn und Hohepriester der deutschen Apotheker gewesen, denn von ihm datirt sich eine große Umgestaltung, wie in der Medizin, so auch in der Lehre von der Bereitung der Arzneimittel. Er war es vorzüglich, welcher mehrere, besonders mineralische Stoffe (wie namentlich die Präparate des Mercurius und des Spießglanzes) empfahl, und die ehemaligen Medikamentenverkäufer, welche höchstens verstanden, aus einem gemeinen Destillirapparate ein Wasser, oder aus vegetabilischen und thierischen Substanzen durch eine weingeistige Digestion eine Tinktur zu bereiten, zwang, sich mit den Prozessen der mittelalterlichen Chemie bekannt zu machen. Später folgten auf ähnlicher Bahn ein Van Helmont und die zahlreichen Schulen der Alchymisten, welche, obgleich insgemein bemühet, das Monstruum universale und den Lapis philosophorum aufzufinden, sich doch unter verschiedenfarbige Fahnen reihten. Indem nun die Apothekerkunst sich aus solchen nebeligen Gebieten hervorarbeitete, wo recht im eigentlichen Sinne die Wahrheit gezeugt wurde, wenn sich der Irrthum mit dem Aberglauben verband, — war es natürlich, daß viele Apotheker Theil hatten an den seltsamen

und irrigen Vorstellungen des Mittelalters. Geheimnißkrämerei stellte sich ein, weil man eben nichts wußte, was man zu verbergen hatte, Pedanterie, weil man in todten Formen das Wesen suchte, seltsame Abgeschlossenheit und Vornehmthuerei, weil man das Gewerbe mit seinem güldenen Boden über andere zu erheben und mit dem Wunderschein einer raffinirten Wissenschaft zu umgeben trachtete. So war es denn kein Wunder, daß das Publikum mit zunehmender Aufklärung im Allgemeinen die Kunst der Apotheker wie ein Korps von Adepten und pedantischen Sonderlingen betrachtete. Dies war der Stand der Sache, als ich die Pharmazie zu meinem Berufe erwählte, und so fand ich ihn auch noch an gar manchen Orten während meiner pharmazeutischen Wanderungen durch das liebe deutsche Vaterland.“

Ueber die noch jetzt übliche, meiner Meinung nach veraltete Methode, die Schilder der Apotheken mit allerlei Thieren zc. und eben solchen Beinamen zu schmücken, berichtet der Kollege aus jener Zeit:

„Unter die Gründe, Pedanterie beim Apotheker vorauszusetzen, gehört die Sitte, die sich bei keinem andern Stande findet, daß man die Apothekenlokalitäten durch Malereien oder Bildhauerarbeiten kenntlich zu machen suchte und ihnen Namen gab. Zu Symbolen wählte man sehr häufig Thiere. Man sieht daher heute noch den Elephanten, den Löwen in seiner heroischen Stellung, das mythische Einhorn und den Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Schnitzwerke an den Fenstern u. s. w. der Apotheken aufgestellt. Man findet ferner figürlich dargestellte Engel, Sterne, goldene Kugeln und andere Dinge mehr. An den Thüren erblickt man den Askulap mit seinem Schlangensstabe oder dessen Priester, Galen und Hippokrates, abgemalt, wohl auch den König Salomon, die Krone auf dem Haupt, auf Retorten, Schmelztiegel und andere Apparate hinblickend. Am häufigsten aber gewahrt man den äthiopischen Mohren, den ich beinahe in allen großen Städten Deutschlands angetroffen habe. Gewöhnlich begegnet man ihm vor den Apotheken, wie er mit Bogen und Pfeil Askulaps Heiligthum zu schützen Posto faßt. Oft sieht man ihn aber auch bei dem Mörser angestellt.“

Auch berichtet Martius, wie man noch in jener Zeit beson-

deren Werth auf die öffentliche Bereitung gewisser Arzneimittel legte, welche in den Augen des Publikums große Wirksamkeit besaßen und vielfache Anwendung genossen. In Betreff der Anfertigung des Theriaks, welcher ich schon im ersten Kapitel dieses Buches Erwähnung gethan, heißt es:

„Mein verehrter Herr Kollege, der verstorbene Herr Assessor Frischmann, erzählte mir, daß auch er im Jahre 1754 in der Veinker'schen Apotheke in Nürnberg als Gehülfe befindlich, bei der letzten öffentlichen Verfertiung des Theriaks beschäftigt gewesen sei. Die Zusammensetzung und Zubereitung erfolgte unter spezieller Aufsicht von Magistratspersonen in einem feierlichen und öffentlichen Aktus. Die Ingredienzien zu diesen alten Kompositionen wurden meistens in ziemlich großen Verhältnissen und ausgezeichnete Güte in zweckmäßigen Gefäßen dem Publikum zur Schau ausgestellt und dann die Operation vorgenommen. Man betrachtete die Anfertigung des Theriaks und einiger ähnlicher Heilmittel wie eine Haupt- und Staatsaktion. Zu Venedig, wo man bekanntlich die Bereitung dieses Mittels in größerem Maßstabe betrieb und von wo es in kleinen, blechernen, cylinderförmigen Büchsen in den Welthandel gebracht wurde, fand eine solche feierliche Fabrikation noch im zweiten Dezennium des vorigen Jahrhunderts statt. In Nürnberg wurde wahrscheinlich zum ersten Male im Jahre 1675 von dem Apotheker Georg Basilius Wittig zur goldenen Kugel der sog. himmlische Theriak öffentlich und feierlich angefertigt. (Siehe Versuch einer Geschichte des Apothekerwesens in der freien Reichsstadt Nürnberg, S. 37.) Welchen Werth man dieser Zubereitung gab, dürfte daraus entnommen werden, daß der Aktus von einem kaiserlich gekrönten Poeten besungen wurde. Im Jahre 1690 den 25. April veranstaltete der Apotheker zum goldenen Stern (diese Apotheke befindet sich jetzt in den Händen meines vieljährigen Freundes Dr. Klindfiel) Matthias Köser eine solenne Verfertiung des himmlischen Theriaks, des Mithridates und des Alkermes, wobei zwei Deputirte des Rathes, der Dekan, die Senioren des medizinischen Kollegiums und die Visitatoren der Apotheken zugegen waren. Im Januar 1706 kündigte der Apotheker zur goldenen Kugel, Lorenz Canut Veinker

durch ein lateinisches Programm abermals eine feierliche und öffentliche Verfertigung des Theriak's und Mithridats an."

"Daß diese Kompositionen in ihrer Zubereitung sehr umständlich waren, dürfte daraus zu entnehmen sein, daß zum Theriak allein über siebenzig Heilstoffe verwendet wurden. Mir, der ich eine so hohe Meinung von dem Apothekerstande hatte, war es angenehm, daß sich derselbe zu meiner Zeit der pedantischen Ostentationen nicht mehr bediente."

Martius kam also in das Haus des Apothekers Hecht in Straßburg und läßt sich über die geschäftlichen Einrichtungen und seine Thätigkeit daselbst folgendermaßen aus:

"Im Hause des Herrn Hecht fand ich drei Kollegen und einen Lehrling. Für den Dienst war folgende Einrichtung getroffen: Der erste Gehülfe, welcher schlechterdings gut französisch sprechen mußte, hatte seinen permanenten Posten in der Apotheke. Ein Gehülfe war Rezeptarius, ein dritter Defektarius und der vierte Assistent, besonders am Rezeptirtische, mußte aber außerdem mit dem Lehrling da helfen, wo man ihn eben gebrauchte. Diese Stellen, mit Ausnahme des Primarius, wechselten alle acht Tage. Jeder Gehülfe hatte in der Woche einen halben Tag zum Ausgehen, den Sonntag nicht gerechnet, an welchem ebenfalls abgewechselt wurde. Auch der Defektarius hatte, wenn er im Laboratorio fertig war, die Erlaubniß, des Abends nach Tische auszugehen. Bei dieser Einrichtung waren also die Gehülfen durch mehrfache Freiheit begünstigt, so wie denn der Umgang mit einem Manne von den ausgezeichneten Kenntnissen des Herrn Hecht für sie eine Quelle von Vergnügen und Unterricht werden mußte. Als ein trefflicher Chemiker ließ Hecht es insbesondere nicht an genauere Prüfung und an geeigneten Rathschlägen bei den Geschäften im Laboratorio fehlen. Was ich bisher von meinem neuen Prinzipal erzählt habe, mag schon hinreichen, um zu beweisen, daß seine Offizin sich einer hohen Anerkennung zu erfreuen hatte. Diese erstreckte sich aber nicht bloß auf das Straßburger Publikum, sondern sogar bis Paris. Selbst in diese Stadt, die man als das Zentrum der civilisirten Welt rühmte, sendeten wir die Pate de Reglisse, welche in unserer Apotheke so gut bereitet wurde, daß sie der

Minister von Bergennes für den königlichen Hof begehrte. Alle zwei Monate gingen vier Pfunde an denselben ab. Sie mußte im frischen Zustande so helle sein, daß man die Zeitung durch sie lesen konnte."

Wir finden Martius dann von 1785—1787 in Mainz wieder, von 1787—1788 in Erlangen und Baiersdorf, während welcher Zeit es nichts Bemerkenswerthes, das in den Rahmen unseres Themas hineingehörte, zu berichten giebt, und so machen wir denn Martius erst wieder bei seinem zweiten Aufenthalt in Regensburg 1788—1791 unsern Besuch.

Hier mußte er vor allem nach damaliger reichsstädtischer Bestimmung sich einem Examen vor den beiden Stadtphysicis, dem alten Hofrath Schäffer und dem Dr. Harrer, unterwerfen. Als er dieses Examen zur Zufriedenheit bestanden, wurde er auf dem ehrwürdigen Rathhause nach der alten Reichsstadtsitte im scharlachenen Mantel „hochoberrherrlich“ in Eid und Pflicht genommen. Es galt damals in jeder Reichsstadt ein eigenthümliches Statut in Beziehung auf die Aufnahme der Apotheker-Provisoren.

Im Anfange des Jahres 1791 kehrte Martius zur Gründung eines eigenen Herdes nach Erlangen zu seinem kranken Oheim zurück, dessen Tochter Regina er sich zur Herzenskönigin erkoren.

Martius widmet hier ein Kapitel seiner Erlebnisse der Beschreibung des Anfangs der französischen Revolution, läßt durch 7 Seiten seines Buches dem Freimaurerorden eine warme Vertheidigung angedeihen, berichtet über seine Beziehungen zu Sophie Karoline Marie, Markgräfin von Brandenburg, welche von 1764—1817 in Erlangen weilte, und giebt uns dann einige Anhaltspunkte über die Führung seines Hauswesens, sowie über die geschäftlichen Anordnungen in Offizin und Laboratorium.

„Nachdem ich in früheren Jahren so häufig die Nacht zum Tag gemacht und unter Arbeiten hingebacht hatte, glaubte ich jetzt meiner Verbindlichkeit als Hausvater genug zu thun, wenn ich im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr mein Schlafgemach verließ, wo ich, nach einem kurzen Gebet in aller Stille, mir auch schon die Reihenfolge der Geschäfte für den Tag aus-

gedacht und vorgezeichnet hatte. Mein erster Gang war täglich in die Materialkammer, um daselbst die Tags vorher defekt gewordenen Arzneistoffe und Präparate aus den größeren Vorräthen zu ergänzen. Die neu anzufertigenden Präparate wurden nach dem jeweiligen Befund ausgezeichnet, und der Defektarius mit deren Herstellung beauftragt und nach Bedürfniß dabei berathen. In Sommerzeit stellten sich schon zu früher Tagesstunde oft 6—8 Kräuterweiber mit ihren officinellen Vegetabilien ein, von welchen hier die Kamillen (*Flores Chamomillae*) genannt sein mögen, weil sie, aus dem nahe gelegenen Bamberger Lande in großer Menge hierher gebracht, sofort durch mich getrocknet, an mehrere meiner Kollegen weiter versendet wurden. Der Gebrauch von inländischen Vegetabilien war damals viel größer in den Offizinen als gegenwärtig, wo nur wenige Kräuter, Wurzeln und Blumen ihren Werth erhalten haben, und namentlich auch die Zubereitungen mit Zucker (Konserven) aus der Uebung gekommen sind.“

„Unser Frühstück bestand in Saisan Thee, was ich erwähne, weil ich seit mehr denn 60 Jahren den Thee als sehr geeignet für einen Geschäftsmann gefunden habe. Vom Kaffee kann ich nicht gleiches rühmen, wenn schon auch viele Leute, besonders Gelehrte, dabei recht alt werden. Nach dem Frühstück ließ ich mir zunächst die Geschäfte im Laboratorium angelegen sein und besorgte auch die Eintragung der am vorigen Tage angefertigten Rezepte in das Kontobuch. Um 12 Uhr wurde zu Mittag gespeist. Am Tische saßen nicht nur die Glieder meiner Familie und die Gehülften und Lehrlinge, sondern auch mehrere Studirende von der Universität, als Kostgänger. Später aber kehrte Jedes wieder zu seiner Arbeit zurück, bis zum Abendessen, welches zeitig genommen wurde. Die späteren Abendstunden gehörten den Gehülften und Lehrlingen zu ihrer Vektüre, welche ich größtentheils aus meiner kleinen chemisch-pharmazeutischen Bibliothek unterstützte.“

Die Haus- und Geschäftsordnung regelt Martius nach dem Vorbilde seines „verehrten Freundes Hecht in Straßburg“ folgendermaßen:

„Rezeptarius und Defektarius theilten sich wochenweise woch-

selnd in die Geschäfte; doch wenn sich momentan die Arbeiten am Rezeptirtische häuften, so wurde auch die Hülfe des Defektarius in Anspruch genommen. Am Sonntage wechselten die Gehülfen im Ausgehen mit einander ab; überdies hatte Jeder von ihnen wöchentlich einen halben Tag, und der Defektarius konnte des Abends nach dem Nachtessen ausgehen. Außer diesen Erholungsstunden aber mußte Jedermann strenge auf seinem Posten sein, so wie ich es selbst war.“

„Die Lehrlinge unterrichtete ich, indem ich ihnen schriftliche Aufgaben ertheilte und mich darüber mit ihnen besprach, oder indem ich ihnen die vorzunehmenden oder ausgeführten chemischen Prozesse erläuterte. Nach dem Grade ihrer Ausbildung ließ ich sie selbstthätig an chemischen Arbeiten und am Rezeptirtische Theil nehmen. Gerne genügte ich ihrem Wunsche, bei schicklicher Gelegenheit meine Mineraliensammlung zu betrachten, oder, wenn sie Freude an der Kräuterkunde hatten, mein Herbarium zu mustern und manchmal botanische Exkursionen zu machen. Diese mir anvertrauten jungen Leute behandelte ich ganz vorzugsweise als Glieder meiner Familie. Je mehr sie sich an mich und, beim Heranwachsen meiner Söhne, an diese angeschlossen, um so lieber war es mir. Während meiner drei- unddreißigjährigen Geschäftsführung hatte ich 12 Lehrlinge, deren mehrere nach vollbrachter Lehre noch als Gehülfen bei mir standen. Sie haben sich größtentheils in der Folge als geschickte Apotheker bewährt und zum Theil auch als wissenschaftlich-gelehrte Männer ausgezeichnet.“

Indeß trotz des meistens erfreulichen Verhältnisses zu seinem Personale fehlte es Martius auch mitunter nicht an unerquidlichen Erfahrungen.

„Ich erhielt“, lesen wir, „einstens den Sohn eines in der Nähe wohnenden Apothekers zum Gehülfen. Er hatte einen ruhigen Charakter und verrichtete seine Geschäfte in aller Stille fort. Er war ein guter Arbeiter und pünktlicher Rezeptarius. Aber er hatte eine blasser Gesichtsfarbe und matte gläserne Augen. Eben war ich im Begriff, eine kleine mineralogische Reise nach dem Bayreuther Oberland anzutreten, als ich einen Brief erhielt, worin man mir bekannt machte, daß dieser erst seit Kurzem

bei mir eingetretene Gehülfe ein Opiumesser sei. Erschrocken über diese Nachricht stellte ich ihn sogleich zur Rede, worauf er mir mit aller Ruhe das reine Geständniß ablegte, er habe in Würzburg an heftigem Zahnweh gelitten, so daß nur das Opium ihm Ruhe verschaffte. Bei wiederkehrenden Schmerzen sei ihm eine Steigerung der Dosis nothwendig geworden, und nun sei es leider so weit mit ihm gekommen, daß er täglich eine Drachme (Quentchen) Opium in Substanz nehmen müsse. Bei ihm erzeuge dieses Mittel ganz andere Gefühle und Wirkungen als die, welche man sonst von ihm anzugeben pflege, und er vermöge seine Seelenkräfte nur dann zu gebrauchen und pünktlich zu arbeiten, wenn er Opium zu sich genommen habe. Uebrigens dürfe ich über die Sorgfalt in der Ausübung seiner Geschäfte und wegen meines Opiumvorrathes außer Sorge sein, indem er sein eigenes Opium habe. Bei meiner Abreise empfahl ich ihn der Aufmerksamkeit seines Kollegen. Allein während ich noch vom Hause entfernt war, erkrankte der Unglückliche schnell und gefährlich, so daß selbst die thätige Hülfe des ausgezeichneten Arztes Prof. Dr. Reich, meines alten Freundes, jetzt in Berlin, ihn nicht retten konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn nicht mehr unter den Lebenden."

Auch eine gedruckte „Instruktion für Gehülfen“ (wie wir solche ähnlich noch hin und wieder heute in den Offizinen einiger Apotheken vorfinden), welche jedem Gehülfen sogleich beim Eintritt übergeben und zu genauer Beherzigung empfohlen wurde, hatte Martius aufgestellt und will dieselbe zum Theil wenigstens unserer etwaigen Kritik nicht vorenthalten. Er sagt: „Ich folgte hierin dem Beispiel zweier in Deutschland rühmlichst bekannter Pharmazeuten, des Dr. Piepenbring und des Prof. Trommsdorff in Erfurt. Manchmal konnte ich gleich an der Art, wie diese meine Hausordnung aufgenommen wurde, beurtheilen, auf was ich mir als Prinzipal Rechnung machen durfte. Weil diese Vorschriften mein Verhältniß zu meinen Gehülfen bezeichnen, so glaube ich einige Sätze daraus hier einschalten zu müssen.“

§ 1. „Mein Gehülfe muß ein ehrlicher Mann von strenger Treue und ein sittlich guter Mensch sein; ich muß mich auf ihn in diesem Punkte ganz verlassen und ihm ganz trauen können.

Er muß aber auch ein thätiger Mann sein, denn aus Liebe zur Bequemlichkeit entspringt Nachlässigkeit, und durch Nachlässigkeit kann oft mehr Schaden als durch Untreue entstehen. Er muß ferner auch mit Eifer und Lust sein Fach betreiben und sich aus Neigung demselben gewidmet haben."

§ 2. „Von meinen Gehülfen erwarte ich ferner ein anständiges und gesittetes, aber kein kriechendes Betragen. Sie sollen mich als ihren Freund und Hausvater betrachten, und da ich sie als Glieder meiner Familie ansehe, so wünsche ich auch, daß sie mir in allen Angelegenheiten, wo sie meinen Rath nöthig zu haben glauben, ihr Vertrauen schenken. Ich liebe ein offenes und gerades Benehmen, welches ich mit Freundschaft und Herzlichkeit erwidere. Allen Klatschereien bin ich feind. Gehen aber Dinge vor, die meinen guten Ruf oder meiner Klasse nachtheilig sind, und sie werden von meinen Gehülfen entdeckt, so erwarte ich mit Recht, daß sie mich davon benachrichtigen. Außerdem empfahl ich ihnen besonders Friedfertigkeit und ein gutes Beispiel gegenüber den Lehrlingen."

„Von allen Tugenden habe ich die Ordnungsliebe für jene gehalten, welche dem Geschäftsmann vorzugsweise zur Seite stehen soll. Auch kann ich wohl sagen, daß die Ordnung meine Göttin gewesen ist, der ich stets zu huldigen für meine Pflicht erachtet. In jedem Hauswesen ist Ordnung die Begründerin des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit."

Daß es auch zu Martius' Zeiten sogenannte „wilde" Apotheker gab, welche den Handel mit Apothekerwaaren schwunghaft betrieben, Rezepte anfertigten und für welche die Gesetze in der Luft schwebten, berichtet uns Seite 236 der „Erinnerungen", welche uns erzählt:

„Im August 1809 requirirte der damalige Justizamtmann Nägelsbach in der Nürnbergischen Vorstadt Böhre das in Erlangen befindliche Kreis-Physikat, um mit Beziehung eines Pharmazeuten eine widerrechtlich bestehende und amtlich versiegelte Apotheke an der Bucherstraße aufzuheben. Es war mein hochverehrter Freund, Herr Medizinalrath Rüttlinger, mit dem ich dieses Geschäft vollzog. Der Besitzer, ein gewisser Herzog, vielleicht früher Feldscherer, übte noch in dieser hellen

Zeit allen Unfug der Medikasterei in unglaublicher Ausdehnung. Er kurirte mit größter Dreistigkeit alle möglichen Krankheiten und verkaufte mehrere von ihm bereitete Geheimmittel. Ein Lebensbalsam, eine Komposition von Gewürzen und aromatischen Kräutern, mit königlich kaiserlichem Privilegio versehen, und gewisse, sehr drastische Pillen wurden von ihm in großer Menge abgesetzt. Als die Gerichtskommission die Lokalitäten besichtigte, fanden wir eine vollständig eingerichtete Apotheke, jedoch alles in der größten Unordnung und mit Staub bedeckt. In mehreren Büchsen waren ganz andere Arzneistoffe befindlich, als die Signaturen besagten, und außerdem fanden sich eine Menge von Gläsern mit Naturkörpern mannigfaltiger Art gefüllt vor."

In welcher Weise die dem Apotheker anerzogene Ordnung in solchen wilden Apotheken zur Geltung gelangt, ersehen wir aus Martius' Schilderung: „Beim Oeffnen der Kästen war es mir auffallend, daß wir in sehr vielen größere und kleinere Geldsummen fanden, und daß hierauf der Medikaster keinen großen Werth zu legen schien. Mir kam es vor, als wenn Herzog in Ermangelung einer versperrbaren Kassa das eingenommene Geld, besonders wenn er mit mehreren Personen zugleich zu thun hatte, ohne weiteres in die erste beste Schublade warf, wo er es schon wieder zu holen wußte, wenn er welches brauchte. Mit der gerichtlichen Aufnahme der vorhandenen Vorräthe und andern Geräthschaften hatten wir längere Zeit zu thun. Während der Untersuchung starb Herzog, und die ganze Apherapotheke, in welcher sich übrigens zum Theil sehr gute Waaren, vorzugsweise schöne Harze befanden, von welchen aber Herzog nie einen Gebrauch gemacht zu haben schien (denn alle diese rohen Waaren fanden sich noch in der kaufmännischen Emballage vor), wurde von Herrn Diehl, Spitalapotheker zum heiligen Geist in Nürnberg, käuflich übernommen."

Ueber eine weitere nicht gerade streng in den Rahmen der Thätigkeit eines Apothekers passende Anstellung Martius' sowie über die Erlangung seines Dr.-Titels lesen wir:

„Kaum hatte ich mein Verhältniß zur Landwehr gelöst, so wurde ich zu einer anderen Dienstleistung berufen. Um jene Zeit nämlich erschien eine Ministerial-Verfügung, welche die

Pharmazeuten anhielt, zwei Jahre auf einer der drei Landes-Universitäten zu studiren, ehe sie zum Staatsexamen zugelassen würden, das ihnen die Befähigung zuerkennen sollte, einer Apotheke in Bayern vorzustehen. Die pharmazeutischen Lehrkräfte mußten demnach vermehrt werden, und ich erhielt von der Universität den ehrenvollen Antrag, Vorlesungen über Pharmazie und pharmazeutische Waarenkunde zu halten. Gerne erklärte ich mich hierzu bereit und las später auch noch ein besonderes Kollegium über die chemisch-forensische Ausmittelung der Gifte. Auf Grund meiner früheren Leistungen, und da kein Privat-Dozent den Katheder besteigen kann, wenn er nicht zuvor die Doktorwürde erlangt hat, ließ mir die philosophische Fakultät ihr Diplom ad honores kostenfrei ausstellen und durch den Dekan behändigen. Die von mir 1791 bei Gelegenheit des rigorosen Examens gelieferten schriftlichen Referate hätten vielleicht einer *Dissertatio inauguralis* gleichgeachtet werden können; aber damals gab es noch keine *Doctores Pharmaciae*, und so empfing ich denn jenes Diplom jetzt mit großer Freude und Dankbarkeit. In früheren Zeiten hätte ich freilich eine solche Ehrenerweisung nicht erwarten können, weil damals die Kenntnisse des Apothekers nicht sonderlich gewürdigt wurden, sein Stand dem des *Doctor Medicinae* geradezu untergeordnet war und er zum Arzte etwa so stand, wie der Schulmeister zum Pfarrer. Eine nicht minder erfreuliche akademische Ehrenerweisung erfuhr ich 1819 von Seiten der medizinischen Fakultät zu Bonn, welche mich mit dem *Doctoratu medicinae et pharmaciae* beschenkte."

So kam das Jahr 1824 heran und mit ihm für den arbeitsamen Martius der Abend der Ruhe.

Im Besitze der Unabhängigkeit und Freiheit vom Geschäfte beschloß er, mit seiner Frau, deren Schwester und einer verwittweten Oberpostmeisterin eine Reise an den Rhein zu unternehmen. Wir lassen die Herrschaften vorläufig allein reisen, um erst im Bade Ems in der „Lilie“ mit ihnen zusammenzutreffen. Hier ist es kleines Poem, welches den alten Martius besonders erheitert haben muß, und welches uns Zeugniß giebt von der fröhlichen Stimmung, welche dem damals 70jährigen

Kollegen noch innewohnte. Wir können es uns auch deshalb nicht versagen, diesem originellen Gedichte eine kleine Stätte in unserer Arbeit zu gewähren, selbst auf die große Gefahr hin, bei einigen zu gefühlvollen Seelen Anstoß zu erregen.

Das die eigenthümliche Wirksamkeit des Emser Bades beschreibende Gedicht lautet:

„Allhier auf dieser warmen Stelle
Ist die berühmte Bubenquelle,
So Weiber fruchtbar machen soll;
Das glaub ich wohl.

Allein, daß diese Wirkungskraft
Durch's bloße Baden werd' verschafft,
Wie mancher fromme Eh'mann spricht,
Das glaub ich nicht;

Denn es kommt wahrlich nicht vom Baden,
Was manches Weiblein aufgeladen,
Wenn sie vom Bad nach Hause fährt.
Doch ist es wohl der Frage werth,

Wie sie zu diesem Glück gekommen?
Ein Kurgast hat es übernommen
Und hat's gethan zum Trost der Eh'
Und zu des Bades Renommée.“

Hiermit nehmen wir von Martius, dessen Lebensabend ein heiterer war, Abschied. Wir schließen die Beschreibung resp. Wiedergabe der Selbst-Biographie dieses edlen Mannes, verdienstvollen Bürgers und unübertrefflichen Fachgenossen mit der Wiedergabe des Resumés, welches er über sein Leben, seine Thätigkeit in der Pharmazie sowie über die Apothekerkunst und seine Entwicklung im Allgemeinen verfaßt hat. Wir werden vieles noch für unsere heutige Zeit Wichtige und Passende in diesen Worten finden.

„Wenn ich jetzt“, schließt Martius, „frei von allen Berufsgeschäften, in meinem Sorgenstuhl behaglich rückwärts in die Jahre und Jahrzehnte, die hinter mir liegen, schaue, so gewahre

ich vor Allem eine gewaltige Veränderung in dem, was zunächst mein Leben erfüllt hatte, in meiner Kunst und im Leben und Treiben meiner ehemaligen Standesgenossen. Deshalb sei es mir vergönnt, noch mein letztes Wort in dieser Angelegenheit auszusprechen."

"Außerordentlich ist der Umschwung, den die Pharmazie während meines langen Lebens genommen hat. Als ich sie zu meinem Beruf erkor, konnte man sie kaum eine Wissenschaft nennen. Altes Herkommen regierte in dem chemischen Laboratorium und hinter dem Rezeptirtische, und es wäre schwer gewesen, dasselbe immer und überall auf wissenschaftliche Prinzipien zurückzuführen. Die Apotheker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren nur höchst selten strenge Anhänger irgend einer der früheren Theorien, sondern sie gehörten, wenn man so sagen darf, dem eklektischen Systeme an, oder vielmehr sie hielten sich größtentheils an ihre Vorschriften, die Chemikalien und Arzneien zu bereiten, ohne sich um irgend ein System zur Erklärung der Erscheinungen zu bekümmern. Die späteren Entdeckungen und die ganz außerordentlichen Veränderungen, die von Lavoisier bis in die neueste Zeit stattgefunden, haben denn auch der Pharmazie Rechnung getragen, und immer mehr hat sie sich als wissenschaftliches und künstlerisches Gewerbe ausgebildet."

"Inzwischen möchte ich fast glauben, daß sie als Gewerbe bereits ihren Höhepunkt erreicht hat und daß es, was ihren gewerblichen Charakter betrifft, damit jetzt schon wieder abwärts gehe. In meiner ruhigen Zurückgezogenheit fand sich manche Veranlassung, den früheren Zustand der Pharmazie mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, und wenn ich dabei auf das eben erwähnte nicht gerade angenehme Resultat gekommen bin, so mag es mir erlaubt sein, die Gründe für diese Ansicht etwas genauer auseinanderzusetzen."

"In der Mitte und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete der Apotheker mit seiner Familie einen geschlossenen ruhigen Hausstand, worin das Arbeitspersonal so mit begriffen war, als wenn es wirklich zur Familie gehörte. An manchen Geschäften, z. B. dem Verfertigen von Räucherkerzchen,

dem Füttern von Schachteln, dem Kapselmachen und dergl., nahmen damals wohl auch Glieder der Familie in den Abendstunden Theil. Es war eine konzentrirte innerliche Häuslichkeit, worin man lebte. Jede Familie hatte mehr oder weniger ein eigenthümliches Gepräge, das besonders von der Gesinnung und dem Naturell des Hausherrn ausging, überdies aber von der Vertlichkeit, von dem Grade des Wohlstands und der Bildung der Familie abhing. Weil man mehr im Haus lebte, weniger mit der Außenwelt verkehrte als jetzt, so erhielt sich alles länger und gleichförmiger in den alten Geleisen. Der Prinzipal hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen über den Beruf nur selten durch Studien auf der Universität erweitert; ein regelmäßiger akademischer Unterricht wurde von den Gehülfen niemals gefordert. Auch die Reisen und das lange Konditioniren von denjenigen Pharmazeuten, welche ein väterliches Geschäft übernehmen konnten, waren seltener, denn die Alten zogen sich entweder bei Zeiten vom Geschäft zurück, oder nahmen den Sohn dazu auf. Bei den Gehülfen liebte man den Wechsel nicht; man hielt darauf, ältere und erfahrene, mit den Bedürfnissen des Publikums vertraute Gehülfen zu besitzen. So traten denn keine sehr mannigfaltigen Ansichten und Vorstellungen von der Welt und von ihrem Treiben mit einander in Reibung. Alles dies trug dazu bei, das Leben in einem pharmazeutischen Hausstande stille, einfach und anspruchslos zu machen. Auch das Geschäft selbst, das häufige Entfernung vom Hause nicht gestattete, und der Charakter der Wissenschaft, welche man zu pflegen hatte, wirkte auf Zurückgezogenheit und Vereinzlung hin. Wenn auch gar viele meiner ehrenwerthen Standesgenossen keine Adepten waren und sich nicht darum von der Welt absonderten, so brachte doch der Umgang mit den chemischen Stoffen und Elementen, deren geheimnißvolle Wirkungen auf einander noch gar nicht so erkannt waren wie jetzt, eine ernste und ruhige Stimmung im Geiste der Pharmazeuten hervor. Man hat schon öfter die Bemerkung gemacht, daß unter ihnen Leute von tiefer Neigung zur Grübele und von ganz absonderlicher philosophischer Ueberzeugung zu finden gewesen wären, und ich kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Ein Mann z. B., mit dem ich viele Jahre

in kollegialischen Verhältnissen gestanden bin, behauptete im größten Ernst, daß er schon einmal unter einer anderen Menschenform auf dieser Erde gelebt hatte. Zu diesen Ursachen des einsamen Stillebens in gar vielen Familien von Pharmazeuten kam endlich auch noch ihre Stellung zu anderen Gewerbetreibenden und zu denjenigen, welche in feierlicher Promotion einen rothen oder violetten Doctorhut aufgesetzt erhalten hatten. Gegen die Ersteren hielt sich der Apotheker gar oft aus besserem Holze geschnitzt, während er von den Anderen nicht als ebenbürtig anerkannt wurde. Alle diese Umstände kamen denn nicht blos einer gewissen Isolirung, sondern auch einer frugalen Lebensweise und der Dekonomie zu statten, und in der Zeit, von welcher ich spreche, ist es wohl nicht selten geschehen, daß die Apotheker in der Lage waren, ihren Erben ein hübsches Vermögen zu hinterlassen. Damals nannte man die Apotheker „Neun und Neunziger“, und die Apotheken „Goldgruben“, indem man auf die großen Prozente anspielte, die das Geschäft abwerfe.“

„Inwiefern diese Ansicht eine richtige war, muß ich dahingestellt sein lassen; daß in der jetzigen Zeit die Apotheken keine Goldgruben mehr sind, glaube ich jedoch mit Bestimmtheit sagen zu können. Allerdings konnte in der früheren Zeit der Apotheker im Verhältniß mehr verdienen als jetzt. Eine große Anzahl von Arzneistoffen bot ihm jährlich die gütige Natur unmittelbar in seiner nächsten Umgebung, und hatte ihn deren Sammlung, Trocknung oder sonstige Zubereitung mehrere Wochen des Jahres hindurch beschäftigt, so besaß er dann Material genug zum Verkaufe für die übrige Zeit des Jahres hindurch. Welche weit mächtigere Rolle spielten auch früher die destillirten Wasser, die Tinkturen, Essenzen, die Extrakte und andere im Ganzen leicht und einfach darzustellende Präparate! In welchen Quantitäten und wie häufig wurde in jener Zeit auch verschrieben! Ein Pulver, eine Mixtur, ein Thee und ein kräftiger Spiritus zum Einreiben bildeten heute die Ordinationen, die schon morgen bei Seite gestellt und durch ein womöglich noch kräftigeres Rezept ersetzt wurden. Welche hohe Taxe stand außerdem dem Apotheker bei der Berechnung der

Rezepte zur Seite! Ueberdies war es eine Ehrensache, den Apotheker sogleich oder wenigstens in den ersten 8 Tagen eines neuen Jahres zu bezahlen. Wie ganz anders sind jetzt die Verhältnisse, welcher Wechsel in dem System der Medizin, wie einfach die Verschreibung Salpeter, Salmiak, Süßholzsafte, Brechweinstein, Brunnenwasser oder höchstens ein einfaches destillirtes Wasser. Freilich kommen dazu die Alkaloide, die das Ergebnis der neuesten chemischen Entdeckungen sind. Aber gerade sie werden in der Hand des Arztes ein Schwert, indem sie diesen in den Stand setzen, gar oft die Stunde zu bestimmen, in welcher die Krankheit gehoben sein wird. Ich erinnere nur an die China und das Chinin. Wie viele Unzen Chinarinde mußte sonst ein armer Fieberkranke verschlucken, während jetzt mit einigen Skrupeln Chinin die Sache abgethan ist."

"Oben habe ich gesagt, man nenne die Apotheken Goldgruben, und wahr ist es, daß diese Ansicht bei einem großen Theil des Publikums forterhalten werden muß, wenn es von den hohen Verkaufspreisen Kenntniß erlangt, welche in den letzten Jahren für einzelne Apotheken bezahlt wurden. Keineswegs will ich verkennen, daß in großen reichen Städten, wo überhaupt mehr medicinirt und gewöhnlich baar bezahlt wird, der Apotheker immer noch einen größeren Umsatz hat als der Apotheker in einer kleinen Stadt. Die Güte der Heilmittel, sowie die Eleganz bei der Zubereitung sind bei beiden ganz gleich. Allein ein Unterschied liegt darinnen, daß ein Gehülfe in einer großen Stadt im Verhältniß nicht viel besser als jener in einer kleinen Stadt bezahlt wird, und die Unterhaltungskosten wohl ganz gleich sind. Denn während der Erstere täglich 40—50 Rezepte anfertigt, fallen dem Gehülfen in einer kleinen Apotheke 15—20 zu, und bei gleichen allgemeinen Geschäftskosten stellt sich der Umsatz wie 1 zu 2 oder gar zu 2½ heraus, und so ist es ganz einleuchtend, daß auch der Gewinn in demselben Verhältniß steigen oder fallen muß. Dazu kommt ferner auch das Borgen, dem ein Apotheker auf flachem Lande gar nicht ausweichen kann, während der Apotheker in einer Stadt, wo sich mehrere Geschäfte befinden, diesem Uebelstande ohne Verletzung seiner Pflichten theilweise begegnen kann. Darum berücksichtigt mancher junge,

kenntnißvolle tüchtige Apotheker bei dem Kauf eines Geschäftes eine Mehrausgabe von einigen Tausend Gulden nicht, um endlich zur Begründung des eignen Herdes an einen größeren Ort zu gelangen. Mancher reiche Vater kauft seiner Tochter lieber ein theures Apothekergeschäft, als daß er ihr äußerliches Glück einem jungen Kaufmann vertraut, der vielleicht in einer einzigen unglücklichen Spekulation die mühsam errungene Mitgift verliert. Der Apotheker ist durchaus mit seinem Geschäftsbetrieb an die lokalen Verhältnisse gebunden; er kann als Apotheker nicht spekuliren und deswegen wird er wohl selten falliren, wenn nicht die größte Gewissenlosigkeit und Unaufmerksamkeit ihn von der rechten Bahn abbringt. Dies scheinen mir Verhältnisse, die von Wenigen gekannt, von der Masse nicht berücksichtigt werden, und die ganz bestimmt einen großen Einfluß auf den dermaligen hohen Preis der Apotheken ausüben.“

„Von einem Unterschiede zwischen realer und personeller Apotheke wußte man jenesmal garnichts, und wie schneidend und nachtheilig hat in einigen Ländern des Vaterlands das Hervorheben dieses Verhältnisses gewirkt? Vorzüglich in Apotheken der Stiftungen, hie und da aber auch in anderen, welche stets Privateigenthum gewesen waren, herrschte in früheren Jahren die Gewohnheit, daß die Offizin oder ein benachbartes Stübchen zu gewissen Tagesstunden von den Herren Doktoren und vielleicht auch von noch einigen auserwählten Honoratioren des Ortes regelmäßig besucht wurde. Man wußte in der Stadt: die und die Herren sind um 10 Uhr in der Löwen-Apotheke, oder wie sie eben heißen mochte, zu finden. Hier pflegte denn die Gesellschaft zu diskutiren, zu politisiren, eine oder die andere der deutschen Zeitungen auf grauem Druckpapier, die Frankfurter oder Augsburger Postamtszeitung, oder die Erlanger, welche namentlich zur Zeit des siebenjährigen Krieges großen Ruf hatte, oder den Kriegs- und Friedens-Kourier zu lesen. Der Herr Apotheker mußte die Erweiterung seines Tempels der Hygieia als eine Ehre ansehen. Auch wurde ein Gläschen Aquavitä oder feinen Viqueurs, oder alter Burgunder und Osner regelmäßig kredenzt, oder stand ebenso wie Magen-Morsellen, Mandeln und Rosinen zur Disposition der verehrten Gäste.

Dafür wird aber auch der Herr Prinzipal gewürdigt, von allerlei Gedanken, Maßnahmen und Beschlüssen der „Fakultät“ Kenntniß zu erhalten, die ihn, als Vertrauten der Herren Doctores, beim Publikum in Kredit setzten. Dies war denn allerdings auch die Zeit, in welcher die Apothekerei am allermeisten florirte.“

„Gewöhnlich blieb der Lehrling nach der Auslernung noch einige Zeit im Hause seines Lehrherrn, und während dieses Aufenthalts erhielt sein Charakter einen bestimmten Eindruck von dem Charakter der Familie, worin er erzogen wurde. Gegenwärtig ist eine solche Einwirkung auf den Lehrling schwächer, weil dieser schon mit einer Dosis Selbstvertrauen eintritt, und von eigentlicher Erziehung in der Lehre nicht mehr die Rede ist. Andererseits ist auch das Verhältniß des Prinzipals zu dem jungen Menschen, wenigstens in vielen Fällen, ein ganz anderes geworden. Man beschäftigt sich viel weniger mit seinem Lehrling als sonst. Die Unterweisung ist mehr praktischer als theoretischer Natur. Manches nämlich, was der Lehrherr ehemals seinem Schüler beigebracht hat, wird vorausgesetzt, als habe dieser es schon auf der Schule erworben; anderes aber erspart man auf den akademischen Unterricht, welchen der Pharmazeut gegenwärtig fast in allen deutschen Ländern verordnungsmäßig erhalten muß, um sich für die Staatsprüfung und für die Uebernahme eines Geschäfts zu befähigen. Ich will nicht sagen, daß diese neuere Anordnung nicht sehr große Vortheile mit sich brächte. Sie stellt ohne Zweifel den Apothekerstand höher in seiner wissenschaftlichen Würde und verbürgt seinen Angehörigen die Möglichkeit, viele nützliche, ja nothwendige Kenntnisse nach einer guten Methode zu erlernen. Andererseits bringt sie aber auch gar manchen Nachtheil mit sich, besonders wenn die Apotheker für die Universität nicht gründlich genug vorgebildet sind.“

„Daß der junge Mann, der gegenwärtig nicht mehr die strenge, pedantische Ordnung, die abgeschlossene Familien-Ruhe kennen lernt, die ehemals die Lehrzeit beherrschte, auf der Universität auch allerlei Lockungen ausgesetzt ist, will ich der Einrichtung nicht zum Vorwurfe machen; denn im Allgemeinen kann man wohl nicht über die Moralität der studirenden Phar-

mazeuten klagen. Allein den Meisten bleibt doch wohl immer, wenigstens in der ersten Zeit, etwas Burschikoses ankleben. Daher kommt es auch, daß vielen älteren Prinzipalen Gehülften, welche kurz vorher die Universität verlassen haben, und denen das Kommerzieren noch im Kopf steckt oder die mit Sporen hinter dem Rezeptirtisch stehen, nicht angenehm sind. In andere ist ein so vornehmer Geist gefahren, daß sie klüger zu sein als der Brodherr, alles besser zu wissen wähnen, und daß ihnen gar oft das ins Kleine gehende Apothekergeschäft nicht mehr zusagt. Das sind Dinge, die der Zeitgeist einmal mit sich gebracht hat, und wogegen jetzt schwerlich mehr eine gründliche Abhülfe zu finden sein dürfte. Darum ziehen manche Prinzipale den Gehülften vor, der das Universitätsleben noch gar nicht gekostet hat, oder jenen, der schon so alt geworden, daß er seine Reize und Lockungen bereits wieder vergessen; inzwischen glaube ich, daß man den Aufenthalt des jungen Pharmazeuten auf der Universität durch gesetzliche Bestimmungen allerdings so einrichten könne, daß er für ihn wie für die Interessen des Standes sicheren Nutzen brächte. Es wäre dazu vor Allem eine gute Beaufsichtigung und Kontrolle der studirenden Apotheker durch irgend eine Fakultät nöthig."

"Der Krieg großer Kapitalien gegen kleine entscheidet sich immer mehr zu jener Gunsten, und darin liegt eine der wichtigsten Ursachen zunehmender Armuth, des sogenannten Proletariats. Der Apothekerstand hat nun auch mit demselben Uebelstand zu kämpfen. Auf der einen Seite beeinträchtigen ihn die Materialisten, von welchen sich das Publikum gar viele Artikel wohlfeiler verschaffen kann als aus der Offizin, auf der andern die chemischen Fabriken, welche eine Menge Artikel im Großen bereiten, die sonst nur aus dem Laboratorium des Apothekers hervorgegangen sind. Die Vermehrung solcher chemischen Fabriken bringt aber noch einen andern Uebelstand mit sich: sie entfremdet den Apotheker seinem Laboratorio, sie entwöhnt ihn, gar viele Artikel, zu deren Herstellung seine besten Kenntnisse und Erfahrungen gehörten, selbst zu bereiten, und verlockt ihn, sich von dem chemischen Fabrikanten, nicht von seiner eigenen Wissenschaft abhängig zu machen. Geht es, wie wir seit einigen Dezennien

gesehen, mit der Anlegung solcher chemischen Fabriken immer weiter, so wird der Pharmazeut in die Lage kommen, sein Laboratorium zu schließen. Seine Oefen, Retorten und Schmelztiegel werden feiern, — seinen Defektarius wird er ab danken müssen und am Rezeptirtisch wird er immer mehr auf die Stufe des Arzneikrämers herabsinken. Die Materialhandlungen reißen einen großen Theil des sogenannten Handverkaufs von vielen Arzneistoffen an sich, indem die Geseze von den Quantitäten, in welchen sie verkaufen dürfen, umgangen werden; und so sieht sich der Apothekerstand nach jeder Seite hin im Nachtheil. Wenn man aber bedenkt, welcher Nutzen in der festen Begründung nährhafter Gewerbe beruht, die gleichsam der Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung und Behaglichkeit sind, so wird man mit mir, der ich noch in meinen alten Tagen vom wärmsten Interesse für meinen Stand erfüllt bin, den Wunsch hegen, daß ein so schönes nützliches Gewerbe in seiner früheren Bedeutung und Würde könne erhalten werden." —

Man sollte wirklich nicht glauben, daß bereits 50 Jahre verflossen sind, seit der sehr verehrte Kollege Martius obige Worte zu Papier gebracht hat!